

1970

Das Vogelbild in Eichendorffs Novelle aus dem Leben eines Taugenichts

Gerd Schneider
Syracuse University

Follow this and additional works at: <https://ecommons.udayton.edu/udr>

Recommended Citation

Schneider, Gerd (1970) "Das Vogelbild in Eichendorffs Novelle aus dem Leben eines Taugenichts," *University of Dayton Review*. Vol. 7: No. 3, Article 6.
Available at: <https://ecommons.udayton.edu/udr/vol7/iss3/6>

This Article is brought to you for free and open access by eCommons. It has been accepted for inclusion in University of Dayton Review by an authorized editor of eCommons. For more information, please contact mschlangen1@udayton.edu, ecommons@udayton.edu.

Das Vogelbild in Eichendorffs Novelle Aus dem Leben eines Taugenichts

Gerd Schneider

Das Vogelbild wird im *Taugenichts* schon gleich zu Anfang eingeführt, als der Vater seinen Sohn in die Welt schicken will. Dieser Wunsch findet auch dessen volle Zustimmung, denn, wie er reflektiert, "es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: 'Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!' nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: 'Bauer, behalt deinen Dienst!'"² Dem Beispiel des Vogels folgend, begibt sich der Taugenichts auf die Wanderschaft, und in seinem ersten Lied führt Eichendorff die Parallele zwischen dem Vogelbild und seinem Helden weiter aus:

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust? (350)

Sein erster Flug dauert aber nicht lange. Noch am selben Abend gelangt er auf das Schloß, und sein Gefühl wird von Eichendorff mit dem eines Vogels verglichen, "dem die Flügel begossen worden sind." (352) Obwohl die Nähe zur schönen Aurelie ihn schnell mit seinem Schicksal versöhnt, betrübt ihn doch die vermeintliche Unerreichbarkeit der Geliebten: Während die anderen am Sonntag sich in der Vorstadt auf den Tanzböden vergnügen, sitzt der Taugenichts, der sich "zum Sterben bange" fühlt, "wie eine Rohrdommel im Schilf eines einsamen Weihers im Garten...". (355) Dazu kommt noch, daß ihm seine Tätigkeit als Steuereinnehmer langweilig wird: "Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, als würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langeweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtstun, wenn ich so stundenlang an ihr heruntersah." (361) Das Reisefieber wird wieder in ihm wach, als er das Krähen der Hähne und das Jubilieren früh erwachter Lerchen hört, "und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt." (362) Er führt seine Reisepläne jedoch nicht gleich aus, denn als bei ihm Blumen zum Feste bestellt werden, vermutet er in der Bestellerin seine geliebte 'Gräfin' Aurelie. Von Glück erfüllt, ordnet er die Blumen

(A revision of a paper read at the Modern Language Association meeting in New York on December 29, 1968.)

sorgfältig in einem Körbchen an, wobei die Natur seine Freude widerspiegelt: “. . . in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!” (363) Die Sehnsucht, der Geliebten wieder nahe zu sein, treibt ihn schon vor dem vereinbarten Zeitpunkt an die Stelle, an der er die Blumen überreichen soll, “da aber niemand kam, konnt’ ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.” (364) Mit dem Heraufkommen des neuen Tages und dem Erwachen der Vögel, die “ihre bunten Federn [schüttelten] und . . ., die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an [sahen],” (367) steht der Entschluß des Taugenichts fest, in die weite Welt zu wandern. Mit seiner Geige unter dem Arm betritt er die Landstraße: “Ich blickte noch oft zurück; mir aber war gar seltsam zumute, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausreißt.” (368)

Der Vergleich des Taugenichts mit einem Vogel wird dadurch noch verstärkt, daß aus der Vogelperspektive des Helden die Gestalten tierhafte, zumeist vogelhafte Züge annehmen. So schaut z.B. im zweiten Kapitel der Amtmann in seiner Stube auf den Taugenichts “wie die Eule aus ihrem Nest,” (358) der Bauer im dritten Kapitel ist ein “Knollfink,” (371) das junge reiche Mädchen “tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein,” (373) und Guido singt sein Lied, das den Menschen wiederum in vogelbildlicher Sprache schildert, wie ein “Waldvögelein”:

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebeltal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimm Flügel! (379)

Auch seine schöne gnädige Frau, von der der Taugenichts träumt, macht keine Ausnahme, denn es ist ihm, “als käme diese schöne Frau aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich geflogen zwischen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrote wehten.” (370) Derselbe Abschnitt endet bezeichnenderweise mit den Worten: “Endlich setzten sie [Guido und Leonardo] sich auf ihre Pferde, und ich marschierte frisch wieder nebenher. Gerade vor uns lag ein unübersehliches Tal, in das wir nun hinunterzogen. Da war ein Blitzen und Rauschen und Schimmern und Jublieren! Mir war so kühl und fröhlich zumute, als sollt’ ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.” (380)

Der Anfang des vierten Kapitels zeigt den Taugenichts hoch auf dem Kutschbock sitzend, wobei er “dort droben ein prächtiges Leben [hatte] wie der Vogel in der Luft und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen.” (381) Aber auch bedrohliche Elemente melden sich jetzt an. In der Gaststube, in der die drei kurze Rast machen, gehen die Mägde “mit zerzottelten Haaren herum und hatten die offenen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen,” (382) und der Spion, der Flora und Leonhard im Auftrag der Gräfin-Mutter verfolgt und im Gasthof “wie eine Spinne” auf ihn losschießt, stellt sich aus der Sicht des Taugenichts folgendermaßen dar: “Er war ganz kurz und bucklicht,

hatte aber einen großen grauslichen Kopf mit einer langen römischen Adlernase und sparsamen roten Backenbart, und die gepuderten Haare standen ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre." (382) Auch ist eine Verständigung mit ihm nicht möglich, denn der Taugenichts kann kein Italienisch und der Bucklige nicht genug Deutsch, um sich verständlich zu machen. Die Angst des Taugenichts steigert sich zusehends; es kommt ihm vor, "als wollte der Signor mit seiner Adlernase nach mir hacken," (383) und er geht vor die Tür ins Freie. Aber auch hier wirkt der Schrecken noch eine Zeitlang nach, wie es die Reflektionen des Taugenichts zeigen: ". . . mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutschen Zunge tausend Klafter tief ins Meer versenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte sich und rauschte da in der Einsamkeit um mich her und glotzte und schnappte nach mir." (383) Das Bedrohliche wird jedoch gemildert durch die warme Sommernacht und die in Mondschein getauchte Gegend, und Guidos Lied schläfert den Taugenichts auf der Bank ein. Am nächsten Tag sind die Erlebnisse des letzten Abends vergessen, und der Taugenichts versucht, die beiden 'Maler' mit dem Hoppevogellied aufzuwecken. Die beiden sind aber im Schutz der Nacht entflohen, da sie sich von dem Spion entdeckt sahen, und sogar die Bediensteten selbst verwundern "sich nicht wenig, als sie oben das leere Nest sahen." (384) Der Taugenichts schickt sich schnell in die neue Situation: Er nimmt den für ihn bestimmten Geldbeutel an sich, springt in den auf ihn wartenden Wagen und setzt seine Reise alleine fort.

Das fünfte Kapitel führt den Helden der Novelle in eine einsame und wilde Gegend. Es kommt ihm vor, als ob er in ein "Grabgewölbe" hineinfährt, "nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: 'Komm mit, komm mit!'" (386) Die Fahrt geht an "einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen," (387) und unter dem Geschrei von Dohlen fährt er auf dem gepflasterten Hof in das alte Schloß. Das folgende Kapitel zeigt den Taugenichts, wie er zwar der Sorgen um das leibliche Wohl enthoben ist; aber es ist ihm, als würde er "vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen." (393) Er fühlt sich seiner Freiheit beraubt, und als er sich "im Wipfel eines hohen Baumes" auf den Ästen wiegt, kommt ihm die Trennung von seiner schönen Frau und der Heimat schmerzhaft zum Bewußtsein, denn:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn. (393)

Das Gefühl der Einsamkeit ist nicht von langer Dauer, da er in dem von Aurelie an Flora gerichteten, aber ihm ausgehändigten Brief den Beweis für Aureliens Liebe sieht. Er faßt den Entschluß, das Schloß zu verlassen, und da er des Italienischen nicht mächtig ist, lenkt er die Aufmerksamkeit der Schaffnerin "auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen und sagte: ich müßte nun auch so fort und immer fort, weit in die Ferne!" (395) Die verschlossenen Türen hindern ihn aber an der Ausführung seines

Planes, und er fühlt sich wieder “in der Fremde gefangen.” (396) Er gelangt jedoch durch das Fenster ins Freie und klettert, um seinen Verfolgern zu entgehen, “auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf . . .”. (398) Seine Verfolger entfernen sich bald, und unter dem Schutz der Dunkelheit setzt der Taugenichts seinen Weg nach Italien fort.

Im siebenten Kapitel kommt der Taugenichts in Rom an, dem Ziel seiner Wanderung. Seine Freude ist aber nicht ungetrübt, denn er singt “wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahl”:

Wenn ich ein Vöglein wär’,
Ich wüßt’ wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt’,
Ich wüßt’ wohl, wohin ich mich schwänge! (401)

Daraufhin nimmt ihn der deutsche Maler in sein Atelier mit, wo der Taugenichts ihm für den Hirtenknaben Modell steht, oder eigentlich ‘kniet’, denn der Hirtenknabe kniet vor dem Jesuskind, das “auf einem Nestlein von Stroh lag . . .”. (403) Das achte Kapitel zeigt den Taugenichts, wie er mit dem Papagei plaudert, der ihn sogar bei seinem richtigen Namen nennt: *furfante*, dem italienischen Wort für ‘Taugenichts’. Obwohl der so Angeredete kein Italienisch versteht, ist ihm die Bedeutung dieses Wortes klar, und “wenn es gleich eine unvernünftige Bestie war, so ärgerte es mich doch. Ich schimpfte ihn wieder, wir gerieten endlich in Hitze, je mehr ich auf Deutsch schimpfte, je mehr gurgelte er auf Italienisch wieder auf mich los.” (406)

Die Papageien-Episode erinnert nicht nur an die hitzige Unterhaltung des Taugenichts mit dem Spion, sondern sie führt uns auch schon das Bild des seiner Freiheit beraubten Vogels vor Augen. Dieser Gedanke wird im neunten Kapitel fortgesetzt: das neue Kammermädchen, das sich ebenfalls auf das Schloß begibt, führt einen Vogelkäfig mit sich, worin ein Kanarienvogel mit den Lerchen um die Wette singt. (421) Dieses Bild bringt wiederum die im ersten Abschnitt erwähnte Goldammer in unser Gedächtnis zurück, welche im Frühling ihre Freiheit wollte, im Herbst dagegen sang: “Bauer, miet’ mich!”, wobei das Wort ‘Bauer’ die zwei Bedeutungen von ‘Landmann’ und ‘Käfig’ haben kann. Auch die wandernden Studenten, die Wandervögel, lenken jetzt ihre Schritte der Heimat zu. Unterstrichen wird die Parallele zwischen den Studenten und den Wandervögeln noch dadurch, daß der auf dem Boot anwesende Geistliche die Studenten “an ihren Federn [erkennt].” (422) Stark betont wird das Vogelbild ebenfalls in dem Wunsch des Taugenichts: “Wenn ich nur *heute* Flügel hätte!” (422), und indem er sich gleich darauf mit einem Vogel vergleicht, “der aus jedem Käfig ausreißt, sobald er nur kann, und lustig singt, wenn er wieder in der Freiheit ist.” (423)

Das Freiheitsbedürfnis des Taugenichts wird zu Beginn des zehnten Kapitels erfüllt: “Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und verteilten uns nach allen Seiten im Grünen wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird.” (426) Seine Freiheit ist aber nur von kurzer Dauer, denn die bevorstehende Ehe mit seiner schönen Frau hält ihn in süßen Banden. Er sitzt sozusagen in einem vergoldeten Käfig, was auch symbolisch durch die Mädchenschar zum Ausdruck gebracht wird, die eine lange

Blumengirlande in den Händen hält und einen Kreis um ihn schließt. Er wäre "gerne aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus." (428) Der Kreis öffnet sich erst, als Leonhard ihm Aurelie zuführt, wobei die Mädchen "wie verzaubert alle unbeweglich auf einem Beinchen [stehen], während sie das andere in die Luft streckten . . .". (428-429) Die auf einem Bein stehenden Mädchen rufen in dieser Stellung das Bild eines Storches in dem Leser wach, ein Bild, das gleich darauf von Leonhard durch ein zweites Symbol der Fruchtbarkeit wiederholt wird, als er nämlich den beiden den Rat gibt, sich wie die Kaninchen zu vermehren.

Die konkrete Durchführung des Vogelbildes ist strukturell von Wichtigkeit, denn es hilft, die einzelnen Abschnitte miteinander zu verknüpfen. Der hierdurch zum Ausdruck gebrachte Gedanke erinnert an Matthäi 6, V. 26, wo es heißt: "Sehet die Vögel an unter dem Himmel; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch." Hier ist das gleiche Gottvertrauen ausgedrückt wie im Eingangslied des Taugenichts:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt! (350)

Es ist anzunehmen, daß Eichendorff bei der Gestaltung des *Taugenichts* an diese Bibelstelle gedacht hat, da auch zwei andere in dieser Novelle vorkommende Bilder, das der Heiden und der Lilien, dort (V. 28 und V. 32) erwähnt werden.

Das Vogelbild enthält aber auch die Gegenüberstellung von Freiheit und Unfreiheit, die beide wiederum eine innere Polarität aufweisen. In der wärmeren Jahreszeit erfreut sich der Vogel seiner Freiheit, aber er fürchtet auch die kälteren Tage und sehnt sich nach Geborgenheit und Schutz, so daß er entweder in den Süden fliegt oder die menschliche Gesellschaft aufsucht. Der gefangene Vogel dagegen ist der Existenzsorgen enthoben, aber er bezahlt diesen Gewinn mit dem Preis der Freiheit. Die beste Lösung wäre hier, den positiven Aspekt der Freiheit und den positiven Aspekt der Unfreiheit zu vereinigen, und dies ist auch das, was der Taugenichts am Ende zu tun gedenkt: Er will in die Ferne wandern, sich also seiner Freiheit erfreuen und so die Grenzen des philisterhaften Daseins durchbrechen, aber er will seine Geliebte mitnehmen, so daß er seine Freiheit in der Bindung genießt und auf diese Weise eine Ideallösung für sein Fern-Weh und sein Heim-Weh findet. Dieser Gedanke wird an drei wichtigen Stellen erwähnt: Am Anfang wird dieses Motiv mit der Goldammer eingeführt, die Freiheit und Bindung anstrebt; im Mittelteil wird es in dem Lied des Taugenichts weiter ausgeführt ("Wer in die Fremde will wandern/ Der muß mit der Liebsten gehn/ . . ."), und am Ende vereint der Taugenichts Freiheit und Bindung dadurch, daß er mit seiner Geliebten eine Reise nach Italien plant.

Die Spannung zwischen Fernweh und Heimweh wird mit diesem Entschluß aufgehoben. Dadurch, daß der Taugenichts in seiner geliebten Frau ein Stück Heimat mitnimmt, verliert die Fremde das Bedrohliche für ihn. Die Unsicherheit der Ferne, in die es ihn treibt, und die Sicherheit der Heimat, in die es ihn zurückzieht, werden somit

harmonisch verbunden. Wie wir in unserer Untersuchung gezeigt haben, drückt das Vogelbild diesen Gedanken in vollendeter künstlerischer Form aus.

Syracuse University

- ¹ Dieser Beitrag ist die veränderte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 29. Dezember 1968 anlässlich des Jahrestreffens der *Modern Language Association* in New York hielt.
- ² *Eichendorffs Werke und Schriften*, neue Gesamtausgabe der Werke und Schriften in vier Bänden, herausgegeben von Gerhart Baumann (Stuttgart, 1953-1958), II, 349. Die dem Text beigegefügte arabische Ziffer bezieht sich auf die Seitenzahl dieses Bandes.